

Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Verantwortlich: Julius Etienne-Wiesbaden Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 4

Wiesbaden, den 19. Dezember 1920

39. Jahrgang

Kirchl. Wochenkalender

Sonntag, 19. Dezbr.
Thema
Montag, 20. Dezember
Christian
Dienstag, 21. Dezbr.
Thomas, Ap.
Mittwoch, 22. Dezbr.
Flavian
Donnerstag, 23. Dezbr.
Biktorin
Freitag, 24. Dezbr.
Adam u. Eva
Sonntag, 25. Dezbr.
Hochl. Weihnachtsfest

Vierter Adventssonntag. Evang. des hl. Lukas 3, 1-6.

Im fünfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, als Pontius Pilatus Landpfleger von Judäa, Herodes Vierfürst von Galiläa, Philipp, sein Bruder, Vierfürst von Ituräa und der Landschaft Trachonitis, und Lysanias Vierfürst von Abilene war, unter den Hohenpriestern Annas und Kaiphas, erging das Wort des Herrn an Johannes, den Sohn des Zacharias, in der

Wüste. Und er kam in die ganze Gegend am Jordan und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden, so wie geschrieben steht im Buche der Reden Jsaia, des Propheten: Die Stimme eines Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Pfade. Jedes Tal soll ausgefüllt und jeder Berg und Hügel abgetragen werden; was trumm ist, soll gerade, was uneben ist, soll ebener Weg werden. Und alles Fleisch wird das Heil Gottes sehen.

Der Weg zu Christus

Der Geburtstag des Erlösers rückt immer näher. Die Mahnung der Kirche, sich für ihn zu entscheiden, wird immer dringlicher. Unter deutlichen Hinweisen auf Christus, den ewigen Richter, hatte der erste Adventssonntag bereits die Forderung erhoben: Wählet Christum den Erlöser oder Christum den Richter. Christus ist der Heiland der Welt — das war der Ruf der Kirche am zweiten Sonntag. Und der dritte Sonntag proklamierte Christus als unsere Freude, hier im Diesseits und drüben im Jenseits. Durch die ganze Liturgie ging die Mahnung: Bereitet den Weg des Herrn. Heute beschreibe das Evangelium bis ins einzelne diesen Weg zum Herrn.

1. Der Weg zum Herrn führt durch die Buße. Buße ist hier soviel wie Umkehr von den Wegen der Sünde und energische Lebensbesserung, fortwährendes Arbeiten an der Ausmerzung der Charakterfehler und an der Uebung der christlichen Tugenden. „Bereitet den Weg des Herrn, machet eben seine Pfade. Jedes Tal soll ausgefüllt und jeder Berg und Hügel abgetragen werden, und das Hügelige soll gerade und das Raube zu ebenen Wegen werden.“ So umschreibt der Vorläufer des Erlösers die Vorbereitung auf das Messiaskind. Von deiner Seite besteht also die Buße darin, daß du deinen Lebensweg wieder gerade machst. Das geschieht vor allem durch deine Gewissensforschung. Stelle dir im Advent die Frage: Ist mein Weg gerade? Wie kann ich meine Wege wieder gerade machen? An der Hand der drei ersten Gebote Gottes durchforsche deine Wege. Erstes Gebot: Gott und deine Gedanken! Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst keine fremden Götter neben mir haben. Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, das selbe anzubeten. Glaubst du noch an Gott, den Vater und Leiter des Weltalls, der großen und kleinen Geschöpfe in der großen politischen Welt und in der kleinen Welt deiner eigenen Person? Es gibt nichts in der Welt, was Gott nicht von Ewigkeit her gewollt, gewußt und zu seiner Ehre und zum Besten der Geschöpfe gelenkt hätte. Ach, wie viele sind von Gott weggegangen, haben ihm den Rücken gekehrt, weil sie die Ereignisse der Weltgeschichte nach ihrem engen Horizont sahen, weil sie die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit unter den Menschen mit Tücken getreten sahen, weil sie vermeinten, Gott müsse sofort eingreifen und die Freveler zuschanden werden lassen. Gottes Gerechtigkeit ist doch eine andere als die der Menschen. Gott mißt nach Jahrtausenden, der Mensch nach seinen paar Jahren, die er hier auf Erden zubringt. „Bei Gott sind tausend Jahre wie ein Tag.“ Die Gerechtigkeit wird sich Bahn brechen. Auch wenn du nicht erlebst. Auch wenn unser heutiges Geschlecht und das nächste kommende Geschlecht es nicht erleben sollte. So wahr es einen gerechten Gott gibt, so wahr wird er Recht schaffen, die Freveler zunichte machen und die Guten für jedes Werk belohnen.

Verbaue dir doch nicht den Weg zu Gott, den Weg zum Himmel durch Gräbelein über ver-

lehte und noch nicht wiederhergestellte Gerechtigkeit. Das führt nicht zum Ziele, das führt auf Nebengeleise, aus denen du nicht mehr den Weg auf Hauptgeleise findest. Sondern trachte danach, wie du selber zu Gott siehst, ob du nicht die Gerechtigkeit gegen Gott verlegt und noch nicht wieder gutgemacht hast. In der Weihnachtsbeichte ist der rechte Platz dazu. Da verdemütige dich recht tief vor dem Kinde Jesu,

Frohlocken im Erlöser

Du ew'ger Heilsverkünder,
Wie nimmst du dich der Sünder
So wunderlieblich an:
Auch meines Herzens Auen
In deinem Balsamtauen
Blüh'n frisch und himmelan!

In Freud' hab' ich's vernommen,
Du bist zum Trost gekommen
Der ganzen weiten Welt;
Da ist nichts so geringe,
Nichts so in arger Schlinge,
Du neigst dich hilfreich ihm, o Held!

Wenn ein's verstoßen wäre,
Wär' ich's, geknüete Kehre,
Allein, so ist es nicht!
Du willst uns alle haben,
Uns alle sanft erlaben
Mit deinem sel'gen Liebeslicht!

Nimm hin mich, Fürst der Wonnen!
Leit' mich an Gnadenbrunnen,
Führ' dann mich himmelein!
Und herrlich wird's dort klingen:
„Auch der, sonst tief in Schlingen,
Ward engelroh und engelrein!“

Textlich de la Motte Fouquet.

Klage dich an deiner Sünden und sprich aus ganzem Herzen: Mein Jesus in der Krippe, du großer Gott, bist so klein und demütig geworden. Wie habe ich da allen Grund, demütig zu sein. Ich habe so oft dein Gesetz übertreten und deine Gerechtigkeit verlegt. Verzeihe mir diese Kränkungen. Ich will auf dem rechten Wege, den ich wiedergefunden habe, verharren, jetzt und immerdar.

Gott und deine Sprache — das ist der Gegenstand des zweiten Gebotes. „Du sollst den Namen Gottes, deines Herrn, nicht vergeblich führen.“ Wie redest du von Gott? Redest du wie einer, der in Ehrfurcht verharrt vor seinem Herrn, der weiß, was er alles ihm verdankt? Und wenn du Familienvater bist, hast du da Sorge, daß in deiner Familie in Ehrerbietung von Gott, von seiner Kirche und seinen Heiligen gesprochen wird? Oder läßt du alles gehen und kümmerst dich nicht um die Reden, die in deinem Hause geführt werden? Wie viele Gelegenheit hast du in der Werkstätte, in der Fabrik, auf der Arbeitshütte für die Ehre Gottes zu eifern, wenn sie Spöttern und glaubenslosen Menschen preisgegeben ist. Wenigstens lache doch nicht zu solchen verächtlichen Reden über Gott, Jesus, Kirche, Papst, Priester, Sakramente, Beichte und all das, was uns Katholiken heilig und ehrwürdig ist.

Gott und deine Woche — darüber handelt das dritte Gebot. „Gedenke, daß du den Sabbat heiligst.“ Wie hältst du es mit dem Sonntag? Ist er dir ein Tag im Herrn? Ein Tag im Herrn ist vornehmlich der Sonntag durch den Pfarrgottesdienst am Vormittag. Nicht eine predigtlose stille Frühmesse, sondern das Hochamt, in dem der Pfarrer als der geborene Hirte und Seelsorger zu seiner Gemeinde spricht; ihnen die hl. Schrift auslegt und die Forderungen des Gewissens wachruft, das ist der sonntägliche Gottesdienst; wie ihn die Kirche und die überlegende Vernunft fordert. Die anderen Gottesdienste sollen nur als Ausnahmen und für bestimmte Volksklassen geltend angesehen und behandelt werden. Wenn Sonntagvormittags die ganze Gemeinde um ihren Seelsorger sich schart und ihn begleitet auf seinem Opfertage in der hl. Messe und auf ihn horcht, wenn er zu ihnen Worte des ewigen Lebens spricht, ja, das sind Wege zu Christus, eine Straße zu Gott und ein Weg nach Weihnachten hin zum Heiland.

2. Das hat von deiner Seite aus zu geschehen, um den Weg zu Christus zu finden. Gott ist aber auch selber tätig dabei. Gott fogar die Hauptsache. Wie bei allen Heilswerken, so schickt er dir die zuvorkommende Gnade, daß du überhaupt einen Anfang machst, daß du das, was einmal begonnen ist, weiter führst, und daß du unterwegs nicht ermattest, wenn du auf dem Wege müde wirst und Schwierigkeiten und Hindernisse auftauchen. Jesus hat ein hl. Interesse daran, daß die Erlösertat, sein Herabsteigen aus Himmels Höhen, allen Menschen zum Segen werde, und leht im Advent, wo so viele sich anschicken, den Weg nach Bethlehem zur Krippe des Erlöserkindeles zu suchen, schickt er ihnen den Stern der erleuchtenden Gnade, auf daß sie erkennen, wie der bisherige Weg sie in schwere Gefahr brachte, und wie einzeln der Weg zum Erlöserkindele Welt und Frieden, Glück und Seligkeit bringt. Gottes Gnade wirkt auf verschiedene Weise. Denke an die ergreifenden Adventsgottesdienste, die in vielen Kirchen gehalten werden. Fast jede Pro-

dir weist auf den Ernst der Zeit vor Weis-
nachten hin und auf die Forderungen der Kirche,
diesem Ernst Rechnung zu tragen, in sich zu
geben und die hl. Sakramente zu empfangen.
Denke auch an die Armen, die gerade vor Weis-
nachten an der Not des Lebens doppelt hart
tragen. Erleichtere ihnen die Sorgen des Win-
ters. Gott wird es dir lohnen dadurch, daß er
dir die Gnade eines segensreichen Weihnachts-
festes schenkt. Sage doch nicht: Ich bin selber
bedürftig und ringe um mein Fortkommen.
Hast du selber wenig, dann gib auch von dem
Wenigen gern, wie die hl. Schrift mahnt. Dop-
pelter Segen liegt auf dem Almosen, das man
sich abgerungen, sich vom Munde abgespart hat.

Sieh, das ist Buße, das nennt man dem
Herrn gerade Wege bereiten, eine Straße zu
Gott, zum Heiland nach Weihnachten hin bauen.
Diese Straße mündet gerade vor dem Stalle zu
Bethlehem, an der Krippe des Weihnachtskinds.
Wie reich, wie wahrhaft beglückend und beselig-
gend wird dein Weihnachtsfest sein, wenn es
dir gelingt, eine solche Straße zu bauen. Ope-



„Wir müssen die Mutter Maria zurückholen“

Von Professor Bellingner, Bahnholz.

II.

Was ist es schon etwas Großes, Schönes und Er-
greifendes um ein gutes Mutterherz auf Erden! Mutter-
herz, das stets lustig, verzärtelt, verzärtelt und vergütet!
Mutterherz, das nur für das Kind denkt und sorgt,
sorgt und arbeitet, schützt und pflegt, betet und weint
und segnet — laut und still! Mutterherz, das ihr
Blut tropfenweise hingeben kann für das Kind, Opfer
das allem entsagt ihr Leben lang, wenn es glaubt, damit
das Kind glücklich machen zu können! Mutterherz, das
auf Opfer bringt in schweren Tagen und bangen Nächten,
unglücklich ist, wenn aber dem Kinde die Wogen des
Unglücks zusammenschlagen, das inbrünstig Gebet um
Gebet, Seufzer um Seufzer Tag für Tag und oft auch
noch Nacht für Nacht in bangen schlaflosen Stunden
zum Himmel sendet! Gibt es denn menschlich etwas
Rührenderes als das mütterliche Weib, das alles Gut
an Leib und Seele für ihr Kind hingibt? Ist nicht so
manche Mutter vor der Zeit eine an den Sorgen um
des Kindes Wohl und Glück zerbrochen und Zer-
stückt? Steht sie nicht zehnmal und noch mehr in
der Nacht auf, raucht sich den Schlaf und wird doch
nicht ungebüldig! Weicht sie nicht tagelang in der
Krankheit des Kindes in den Klüften und klagt doch
niemals über die schwere Last? Wie oft bei Tag und
Nacht mag der Gedanke an das Kind sie beschäftigen
und beim Willen des Kindes in der Fremde die bange
Frage über ihre Lippen kommen: Wo mag es wohl
sein? Wie mag es ihm ergehen? Gott segne und er-
halte mein Kind! Und erst jene Mutterliebe, die
Reinlichkeit hat mit der göttlichen, jene Liebe, welche
eine Mutter zu der unsterblichen Seele ihres Kindes hat,
jene Liebe, die wacht und betet und weint und trauert
und sich sonst ob des gefährdeten oder bereits irre-
gegangenen Kindes! O Muttertränen, aus diesem Anlaß
vergossen, das sind kostbare Perlen, welche die heiligen
Schwämme in goldenen Schalen sammeln und zum
Throne Gottes hinaustragen. Ja, Mutterliebe und Mut-
tertreue und Mutter Sorge ist ohne Grenzen. Daher denn
auch die Erscheinung, daß das Kind sich in besondern
Anliegen immer wieder an die Mutter wendet; sie soll
raten, trösten; sie soll beim Vater vermitteln
und Klärung einlegen zur Gemäßung eines Wunsches
oder zur Abwendung einer Strafe. Nur Mutter ist
der Mensch und wenn er schon 40, 50 und noch mehr
Jahre alt wäre. Kann sie auch nicht immer helfen —
sie soll wenigstens um seinen Schmerz und seine Sorgen
wissen.

Wie oft drängt sich der Muttername auf die Lippen
der Sterbenden; wie oft ist ihr Name der letzte Trost
der Soldaten draußen im Felde gewesen, wenn sie von
schwerer Kugel im Rücken getroffen, einsam und verlassen
ihren schwersten Kampf ausfochten! Der Mutter letztes
Wort, letzte Bitte, letzte Mahnung klingt im Herzen des
Kindes mächtig nach; ihr Gebet daheim und droben
ist seine Zuversicht, ihr Brief macht den grauesten Tag
zum Festtag. Ihr Name ist die unwiderstehliche Zauberkraft,
die selbst ein entartetes Kind wieder auf den
Pfad der Pflicht und Tugend und so zu Gott zurück-
führt. Beizehenswert das Kind, das sein seine Mutter
verloren hat! Denn hinsichtlich des Gemütslebens und
des Charakters erlangt es nicht die Entwicklung wie
andere, die an der Seite einer guten und frommen
Mutter aufwachsen.

Welches Preislied muß man da nicht erst der Mutter-
liebe, Muttertreue und Mutter Sorge unserer himmlischen
Mutter anstimmen! Maria, unsere Mutter, in der
übernatürlichen Ordnung; daher eine Mutter mit jeder

unermesslichen Beweiskraft von Liebe, Treue, Sorge,
Geduld, Barmherzigkeit, Barmut, Jünglichkeit und Jär-
lichkeit.

Was ist alle Jünglichkeit und Tiefe der Liebe, welche
selbst die zärtlichste aller Mütter für ihr teures Kind
nur haben kann, was ist alles, was die heiligsten Mütter
jemals an Gebeten, Opfern und Naben und Sorgen für
ihre Kinder aufgewandt haben, alles vereinigt und un-
ausprechlich vermehrt in einem einzigen großen und edlen
Herzen gegen die Höhe und Tiefe und den Umfang der
Mutterliebe Mariens!

Maria, unsere Mutter, und zwar die Mutter eines
jeden, auch des ärmsten und verlassensten Menschenkindes
auf Erden! Keiner ist so gering, so niedrig, daß er nicht
aufsehen und ausschreien dürfte zur Königin des Himmels,
die zu allen Zeiten gepriesen wurde als die Freude und
Ehre der Jungfrauen, die Freude und der Trost der
Mütter, die feste Säule der Waisigen, das Heil der
Kranken, die Zuflucht der Sünder, die Gnadengewalt
auch der armen Seelen im Fegefeuer. O wie können wir
es da so gut verstehen, wenn Jungfrauen, so schmüchlich aus-
sagt: „Wir müssen die Mutter Maria wieder zurückholen!“

Wir aber, die wir uns schon so lange ihre Kinder
nennen dürfen und uns ihres mächtigen Schutzes erfreuen,
wollen unsere „alten Marienlieder“ singen, die so schön
sind, als wären sie mit Mondstrahlen geschrieben, oder
als hätte sie der Tau ins Land geträufelt, wir wollen sie
singen zum Preise unserer Königin und Mutter im Himmel,
singen mit der ganzen Inbrunst und Liebe des Himmels.

Was war es doch eine herrliche Zeit, als Deutsch-
land noch eins in Glaube und Liebe war, als man
noch nicht vor der „Maria“ sprach, als an allen Enden
Dom auf Dom sich himmelwärts zu ihrem Preise er-
hob, als man mit Vorliebe die Glocken auf ihren hl.
Namen tanzte, damit sie das „Hochpreise meine Seele
den Herrn!“ hinausriefen in die Lande! Wann wird
die Zeit kommen, in der wieder aus aller Mund das
Wort erklingt: Ave Maria!

Du kennst Maria, die auch deine Mutter ist. Ehre sie,
preise sie! Empfiehl dich und die Deinen ihrem mütter-
lichen Schutze! Flehe aus Herzensgrund: „O heilige
Mutter, unter deinen Schutz stellen wir uns alle, um
deiner heiligen und unbesiegbaren Empfängnis willen bitten
wir, breite deine Hände aus über alle noch unschuldigen
Seelen, erhalte sie und erlöse, du unerschrockene Jungfrau!
Und ebenso, o Unbesiegbare, empfiehlst du die Seelen
der Sünder; du bist ja die Mutter der Barmherzigkeit,
deren Herz allezeit voll Mitleid schlägt für deine ver-
irrten Kinder! Erlebe ihnen die Gnade der Rückkehr ins
Vaterhaus, damit sie wieder geliebt werden in die
Gehärd des Heiles, damit für alle dein hl. Fest ein
freudiger Tag sei, und Sünder und Gerechte ihren Anteil
schöpfen aus dem Meer der Freuden deiner unbesiegbaren
Empfängnis!“ O Maria, ohne Makel der Erbsünde em-
pfangen, bitte für uns, die wir unsere Zuflucht zu dir
nehmen! Bitte auch für alle, die noch außerhalb der
Kirche weilen! O es sind der Abwesenden so viele,
die ein geheimes Sehnen haben nach dem Reiche Gottes.
Erlebe du ihnen die Gnade, daß es bald Weihnachten
werde in ihrer Seele!

Wo bleibt die Erneuerung unseres Volkes durch die Christen

Der Christ soll von seinem Heilande lernen,
daß er mit bloßem Bekenntnis zur Religion
Christi die Welt nicht erneuern kann. Noch
weniger mit dem stolzen Sicherberufen auf die
sieghafte Kraft des Christentums. Sein Stifter
hat seine Jünger und damit alle Christen ernst
vermahnt, sie sollten durch ihr neues Leben,
nicht durch neue Worte das erneuernde Salz
der Erde werden; wenn aber das Salz sich als
schal erweise, würde es unter die Füße der
Menschen geraten. Dies Schicksal ist im Laufe
der Zeiten wiederholt der Christenheit zuteil
geworden.

Mit bloßen Worten und Mahnreden erzieht
kein Vater seine Kinder; dazu bedarf es viel-
mehr des Vorbildes durch das lebendige Bei-
spiel. So tat auch Christus. „Ein Beispiel
habe ich euch gegeben,“ sagte er beim Abschiede
von seinen Jüngern am Abend vor seinem
Leiden. Er konnte darum verlangen: „Wer
mein Jünger sein will, folge mir nach.“ Er
gründete mit seinen Jüngern keine Schule, wie
das die andern Weltweisen und Religionsstif-
ter taten, sondern eine Familie; ihr lebte er
sein göttliches lebendiges Beispiel vor. So
bildete er die ersten neuen Christenmenschen.
Nur wenn wir Christen nach Christi Vorbild
in unserm beispielhaften christlichen Leben die
Jüngerschaft Christi Tag um Tag, allwärts
wo wir leben und handeln, verwirklichen,
können wir den Geist der christlichen Religion

als Lebenskraft der Erneuerung unseres Volkes
gemeinschaftslebens auf andere übertragen.
Mit bloßen Beschlüssen eines Katholikentages,
durch öffentliche Kundgebungen in Massenver-
sammlungen, in einem Festzuge, mögen unsere
Fahnen auch flattern, mag unser Massenschritt
auch auf den Straßen dröhnen, bringen wir in
dem Gemeinschaftsleben keine Erneuerung, das
heißt keine innere, seelische Umkehr hervor.
Die Geschichte lehrt uns, daß eine solche Er-
neuerung der Menschheit nie von Gelehrten,
Rednern, Agitatoren ausging, sondern stets
von vorbildlichen Persönlichkeiten, welche das
sittliche Ideal in der Nachfolge Christi so
leuchtend und zugkräftig verwirklichten, daß
sie dadurch das Böse bannten und den Glauben
an das Gute, die guten Triebe in der Mensch-
heit wieder erweckten. Verfehlt wäre es also,
heute sittliche Erneuerung erwarten zu wollen
von bloßen Zuständereformen; von Verfas-
sungsänderungen, neuen Gesetzen, von Massen-
organisationen, von neuen schlagwortartigen
Programmen. In den zwei Jahren nach der
Revolution haben wir an alledem das Men-
schenmögliche geleistet und trotzdem geht es
immer noch nicht herzhast bergan. All das
macht eben heute auf unser seelisch zusammen-
gebrochenes Volk keinen ergreifenden Eindruck,
das packt nicht die ermatteten Seelen, das reicht
nicht all der Verzweiflung seinen fahlen Glauben
an das Gute, an den Segen der schaffenden
Arbeit, der überwindenden Tat. Solchen Glauben
kann man nicht in die Menschen hinein-
reden. Diesen Glauben kann nur der erwecken,
der heldenhaft sich durch die glaubensvolle,
liebeerwärmte Tat für die sittliche Ordnung
einsetzt.

Der Christ weiß ferner, daß die Welt nicht
im Sturme zu erobern ist, daß man Massen
wohl schnell vernichten, sittlich zerrütten, zum
Niedrigen hinreißen kann, nicht aber ebenso
schnell wieder zum Guten und Guten empor-
reißen kann. Das ist nur möglich im organi-
schen Fortschreiten und von unten auf aus
kleinen Kreisen. Aus dem nur nach wenigen
Hundertern Jüngern zählenden Kreise ist die
junge Kirche langsam emporgewachsen zu der
Weltkirche.

Aus kleinen Gemeinden echter Jünger Christi
muß allwärts die Erneuerung unseres Ge-
meinschaftslebens hervorgehen, aus kleinen
Kreisen von Laienaposteln in den einzelnen
Hausvierteln, Nachbarschaften, auf den Ar-
beitsstätten, im sozialen und staatsbürger-
lichen Kleinleben des Alltags. Das ist ja das
Beschwämde der Revolutionsjahre, daß eine
kleine Schar Gewalttätiger, vielfach Uebelbe-
semmundeter und einschüchterter, in Schreden-
bann setzten, daß aber aus dem Bürger-
tum und aus der ordnungsliebenden Arbeiter-,
Angestellten- und Beamenschaft sich nicht mu-
tige Gruppen dem entgegenstimmten und die
Gewalttätigen hemmten. Mit einer kleinen
Gruppe von Bucherern und Schiebern begann
die rücksichtslose Ausnutzung der Not der Mit-
menschen, und dieses böse Beispiel verdrarb von
Monat zu Monat in Stadt und Land immer
rascher die guten Sitten unseres Erwerbs-
lebens. Wandel zum Besseren kann hier erst wie-
der kommen, wenn überall kleine Kreise von
wahren Christen, unbeirrt durch das gegen-
tägliche öffentliche Treiben, müßerhaft, aber
unaufdringlich durch echt christliches Handeln
nach Gerechtigkeit und brüderlicher Liebe, ohne
jedes Kompromiß, für die Ordnung wie für
das Gute und Rechte im Gemeinschaftsleben
sich durch die mutige Tat einsetzen. Die immer
mehr vom Elend über die heutige Verwilderung
der Sitten, über die Entmenslichung unseres
Gemeinschaftslebens erfüllten Deutschen, ob
Christen oder ob der Religion Christi Ent-
fremdete, seuchen geradezu nach dem Auf-
treten solcher mutigen Menschen, an deren
Glauben an das Gute man selbst wieder den
Glauben an eine bessere Menschheit aufsuchen
kann. Bloße Wortemacher, bloße Befehler mit
dem Munde, mit den beifallklatschenden Hän-
den, mit öffentlichen Aufsätzen, Kundgebun-
gen und Programmen machen aber nicht
solchen tiefen seelischen Eindruck, richten nicht
weder den Glauben an die erneuernde Lebens-
kraft der Religion Christi auf.

Seit wann werden unsere Toten in Särgen bestattet?

Von Dr. Johannes Kleinpaul

Aus ältester germanischer Zeit haben sich Berichte über feierliche Leichenbegängnisse erhalten: man denke an Platen's „Grab im Busento“. Aber dabei handelte es sich immer um Große dieser Erde, denen ihre nächsten Diener, ihr Leibpferd, wohl auch ihre Frau ins Grab — ins Totenreich — folgten. Außerdem wurde mit Helben auch alles, was sie sich erobert hatten, begraben; sie nahmen dieses eigenste Eigen, das nicht zum Erbau der Sippe zählte, ebenfalls mit in die Unterwelt. Von Särgen ist da nicht die Rede. Grabhügel, ganze Berge, wurden über ihnen aufgetürmt, und diese mit daraufgelegten „Niesensteinen“ gegen Schändung und Raub gesichert!

Die heidnischen Alamannen begruben aber ihre Toten auch schon zeitig in ausgehöhlten „Totenbäumen“, mit welchem Worte man heute noch im schwäbischen Oberlande die Särge bezeichnet. Meist waren es Tannen; jeder in einer Tanne Wohnende ist folglich ein „Tannhäuser“, von dem die Sage weiß, daß er in der Unterwelt bei Frau Holle weilt.

So wurde auch anderswo manch einer „ins Holz gelegt“, auch, als man lange schon Särge zimmerte. Dieser Ausdruck hat sich bis auf den heutigen Tag in unserer deutschen Nordwestecke auf dem Lande erhalten, wo jeder Hausvater darauf achtete, daß er immer das nötige Holz dazu zur Hand hatte. „Rauholt“ (Ruhholz) nannte man das in Ostfriesland, oder auch „Rotholt“, — wenn es eben damit Rot oder Effe hatte! Dann kam der Wandertischler und sägte rasch die schon fertig geschnittenen Bretter aus bestem Eichenholz zusammen. Auch die Schiffer nahmen solches auf ihren Fahrten mit, um nötigenfalls eine „Dobefiste“ oder „Totenlade“ zu bauen.

Solche Särge waren begreiflicherweise ganz schmucklos, glatt und platt. In dieser einfachsten Form haben sie sich lange erhalten. Noch im Jahre 1848, wenn man in Oldenburg einen nach den Errungenschaften der „großen Revolution“ fragte, bekam man zur Antwort: „die platten Särge der Armenleichen wurden abgeschafft!“ Denn arme Leute in reichert ausgestatteten Särgen zu bestatten, war im Oldenburger Lande bis dahin verboten.

Auch in allen diesen Dingen herrschte früher ein Unterschied und eine strafte Ordnung: man wurde, je nach der Gesellschaftsklasse, zu der man gehörte — und das waren vielerlei — mit der ganzen oder halben Schule, mit oder ohne Gesang und Glodenläuten begraben. In Wittenberg beispielsweise gab es im Jahre 1533 drei verschiedene Verträbnisklassen: „Armen mensch“, „mittelmässige burger“ und „reblische Leute“. Noch im Jahre 1836 wurde in Oldenburg „im höchsten Auftrage Sr. Igl. Hoheit des Großherzogs“ alles Läuten verboten, das manche Kirchspiele bis dahin auch den Aermsten noch vergönnt hatten.

Indessen, Dr. Martin Luthers Leiche wurde noch im Jahre 1546 von Eisleben nach Wittenberg nicht, wie man das jetzt tun würde, in einem Sarge übergeführt, — wohl deshalb, weil man eben keinen vorrätig hatte — sondern in der Weise, daß man sie in ein großes Sak von braunem Sammet hüllte. Dieses wertvolle Bahrtuch wurde nach der Beisehung von den Grafen von Mansfeld der Witwe des Reformators geschenkt; und hat sich durch viele Geschlechter fortgeerbt: um die Mitte des vorigen Jahrhunderts befand es sich im Besitze einer hochbetagten Witwe Becker in Liebenwerda, zugleich mit einer alten Bibel, in die Friedrich Martin Luther, der älteste Sohn des Kanonikus Luther in Zeitz Familiennachrichten eingetragen hatte. In gleicher Weise hat auch noch zu Anfang des Jahres 1657 Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen seine letzte Fahrt von Dresden nach Freiberg auf einem offenen Wagen, nur mit einem schwarzen Tuche bedeckt, gemacht, obwohl er schon ein Vierteljahr vorher starb.

Auch anderswo beschränkte man sich einfach darauf, daß man die Leichen nur in Tücher

einnähte. Das gab in einem Falle, von dem Bälau in seinen „Denkwürdigen Geschichten und Menschen“ berichtet, Anlaß zu einer bemerkenswerten Lebensrettung: „Der im Jahre 1698 verstorbene Lühder Superintendent Dr. August Pfeiffer war in seinem fünften Lebensjahre (1639) mit dem Kopfe auf ein eisernes Blech gefallen und für tot aufgehoben worden. Als man ihn schon in ein Leichentuch einnähen wollte, stach man ihn zu seinem Glück versehentlich in einen Finger, den er zurückzog und wodurch er sein Leben kundgab.“

Auch in Zwickau wurden noch im 16. Jahrhundert die Leichen (wohl in Tücher gehüllt) bloß auf einem Brett zu Grabe getragen. Später beschaffte die Stadtgemeinde einen Sarg, in dem die Toten hinausgebracht, aber nicht bestattet wurden. Im ersten Jahre wurde nur zweimal von dieser Vergünstigung Gebrauch gemacht, im zweiten Jahre nur einmal, im dritten keinmal.

Auffälligerweise lehrte man zweihundert Jahre später noch einmal zu dieser einfachen Handhabung zurück. Im Jahre 1781 bestimmte eine kaiserliche Verordnung für ganz Oesterreich: 1. daß, weil bei Toten der einzige Zweck die Verwesung sei, solche ganz ohne Kleidung, nur in ein Tuch eingewickelt werden sollen; 2. „daß man sie zwar in Totenladen legen und darin zu Grabe tragen, aber nicht damit begraben soll“; 3. „daß zu diesem Ende jede Pfarre verschiedene solche Laden in Bereitschaft haben und sie unentgeltlich zum Gebrauche geben soll, doch sei es unverwehrt, eigene Familienladen zu haben.“ „Die Ursache dazu hat“ — einer damaligen Zeitungsnachricht zufolge — „die Begebenheit des Generals Browne hauptsächlich gegeben, der dem Wiener Armeninstitut 100 000 Gulden vermacht hatte und auf sein Verlangen in Stabsuniform begraben wurde. Er war gewohnt, in'mor Obligationen in der Tasche zu tragen und es waren 3000 Gulden mit ihm begraben worden. Als man ihn ausgraben ließ, fand man ihn nackend im Sarge liegen und der Totengräber gekand, daß sie fast immer die Toten auf diese Weise auszuziehen und die Kleidung an einen Trödler zu verkaufen pflegten. Die Obligationen habe er als unnütze Papiere weggelegt und wollte sie so gleich herausgeben. Woraus man siehet, daß immer das auf eine unerlaubte Weise schon geschah, was nun gesetzlich geschehen soll“ . . .

Eine ganz merkwürdige Einrichtung bestand viele Jahrhunderte lang im alten Emden. Dort hatte das Franziskanerkloster — die spätere „Gasthauskirche“ — ein Sargmonopol, dergestalt, daß die Mönche alle in der ganzen Stadt nötigen Särge lieferten. „Husholte“ (Sauhölzer) wurden sie genannt, ein Name, der wieder an die schwäbischen „Tannhäuser“ erinnert. Als im Jahre 1561 das Kloster aufgehoben wurde, machte man dem Gasthause dieses Vorrecht streitig, doch ohne Erfolg: es bestand noch bis zum Jahre 1858 in Geltung, wo ihm die Einführung der Gewerbefreiheit ein Ende machte. Ausgenommen waren nur die Schiffszimmerleute, die den Seeleuten eigene Särge bauen durften, um in Sturm und Not rasch einen „int Holt“ zu legen. Eine seltsame Hinterlassenschaft, die an diese eigenartigen Verhältnisse erinnert, bewahrt heute

noch die Emder „Gesellschaft für Kunst und vaterländische Altertümer“ in ihrem Museum. Es sind das zwei große schwarze Bretter. Darauf sind seit 1665 bis zum Jahre 1868 alle „Husholte“, die im „Gasthause“ gezimmert wurden, Jahr für Jahr auf das Genaueste verzeichnet. Den Anlaß dazu gab wohl der außerordentlich starke Bedarf im Jahre 1665, das ein Pestjahr war, in dem in der kleinen Stadt allein 5518 Husholte gebraucht wurden; die wenigsten (180) benötigte man im Jahre 1651. — Der Name „Gasthaus“ bzw. „Gasthauskirche“ erklärt sich daher, daß die Klostergebäude später zur Aufnahme der Stadtarmen und Waisenkinder dienten; diese Leute, die als „Schüttel- oder Kostgänger“ (Löffelgäste) von dem Ueberflusse besser gestellter Mitbürger lebten, bezeichnete man dort schon als aller „Gäste“.

Diese alten Särge waren alle einer Art, und bei den Leichenbegängnissen wurde wiederholt verboten, „kleine Kronen (Kränze), Namen, Buchstaben oder sonst welche Verzierungen“ daraufzulegen. Um so seltsamer berührt folgende Einrichtung, die man heute noch auf ostfriesischen Friedhöfen, namentlich auf dem Lande antrifft. Es sind die „Dodenbeds“, fargähnliche Lattengerüste, die man über den Gräbern errichtete und (bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts) mit den schwarzen Trauerlaken behängte. Sechs Wochen lang blieben diese wertvollen Tücher allen Bettlern ausgelegt, dann durften sich die Gemeindefarmen darein teilen, wofern sie noch zu gebrauchen waren.

Auch über das Maß, das ein Sarg haben sollte, findet sich schon eine alte Bestimmung. Sieben Fuß lang sollte er sein und wurde demzufolge früher als „das Haus mit sieben Füßen“ bezeichnet.

Nur kurz sei in diesem Zusammenhange der Steinernen Särge gedacht, die ebenfalls schon im 12. Jahrhundert hier und da im Gebrauch waren, meist unformliche Gebilde, später häufig als Viehtränken benutzt. So wie kannte schon das klassische Altertum, freilich in künstlerisch durchgebildeter, veredelter Form, die des kostbaren Materials und der vielen Arbeit, die man darauf verwandte, würdig waren. Von dorthier kam sicher die Anregung hierzu, in Folge der häufigen Romfahrten und Kreuzzüge, vor allem aber auch der Name Sarg. Sarg bedeutet ursprünglich (griechisch) soviel wie Fleisch, und mit Sarkophag ist gar ein Fleischfresser bezeichnet; ein Behälter, in dem, was an Menschen sterblich ist, in Verwesung übergeht. Begreiflich, daß vermögende Leute diesen Vorgang so lange als möglich hinausögerten! Deshalb schufen sie Särge aus Marmor und sogar aus köstlichem Erz. Christlicher Kult ging aber auch darin noch einen bedeutamen Schritt weiter. Jede Kirche wurde ursprünglich um ein Grab herum gebaut, in Zusammenhang mit der einst allgemein verbreiteten Reliquienverehrung, und so ist sie gewissermaßen ein erweiterter Sarg. Am sichtbarsten kommt das heute noch in der Nürnberger Lorenzkirche zum Ausdruck, in der sich das berühmte Sebaldusgrab, die kunstreiche Schöpfung Peter Vischers findet, die insofern gewissermaßen das ganze Gotteshaus ausfüllt, als sie mit ihrer Spitze bis an dessen Gewölbe hinaufreicht.

Unterm Tannenbaum

Von Theodor Storm

Er strich mit der Hand über dies noch immer selten schöne Haar. „Ellen hatte auch beschert bekommen.“ Sprach er weiter: „auf dem kleinen Mahagonitische lagen Geschenke von meiner Mutter und was von ihren Eltern von drüben aus dem Schwesterlande herübergeschickt war. Sie stand mit dem Rücken gegen den brennenden Baum, die Hand auf die Tischplatte gestützt; sie stand schon lange so; ich sehe sie noch.“ — und er ließ seine Augen eine Weile schweigend auf dem schönen Antlitz seiner Frau ruhen; — „da war meine Mutter

unbemerkt zu ihr getreten; sie sagte sanft über Hand und sah ihr fragend in die Augen. — Ellen blickte nicht um, sie neigte nur den Kopf; plötzlich aber richtete sie sich rasch auf und entfloß ins Nebenzimmer. Weißt du es noch? Während meine Mutter leise den Kopf schüttelte, ging ich ihr nach; denn seit einem kleinen Bank am letzten Abend waren wir vertraute Freunde. Ellen hatte sich in der Diele auf einen Stuhl gesetzt; es war jetzt dunkel dort; nur eine vergeissene Kerze mit langer Schwuppe brannte in dem Zimmer.

„Dast du beimweh, Ellen?“ fragte ich. — „Ich weiß es nicht!“ — Eine Weile stand ich schweigend vor ihr. „Was hast du denn da in der Hand?“ — „Willst du es haben?“ — Es war eine Börse von dunkelroter Seide. Wenn du sie für mich gemacht hast,“ sagte ich, denn ich hatte die Arbeit in der Tagen zuvor in ihren Händen gesehen und wohl bemerkt, wie Ellen sie, sobald ich näher kam, in ihrem Nähtstücken verschwinden ließ. — Aber Ellen antwortete nicht und gab mir auch nicht ihr Angebinde. Sie stand auf und wusch das Licht, daß es plötzlich ganz hell im Zimmer wurde. „Komm,“ sagte sie, „der Baum brennt ab, und Onkel Frisch will noch Zuckerzeug besetzen!“ Damit wehte sie sich mit ihrem Schmutztuch ein paar Mal um die Augen und ging in die Weihnachtsstube zurück, und als wir dann später am Kochbrett saßen, war sie die Ausgelassenste von allen. Von meinem Weihnachtsgeschenk war weiter nicht die Rede. — „Aber weißt du, Frau?“ — und er ließ ihre Hand los, die er bis dahin festgehalten — „die Mädchen sollten nicht so eigensinnig sein; das hat mir damals keine Ruh gelassen; ich mußte doch die Börse haben, und darüber —“

„Darüber, Paul? — Sprich nur dreist heraus!“

„Nun, hast du von der Geschichte nichts gehört? darüber bekam ich nun auch noch das Mädchen in den Kauf.“

„Freilich,“ sagte sie, und er sah bei dem hellen Mondschein in ihren Augen etwas blühen, das ihn an das übermüthige Mädchen erinnerte, das sie einst gewesen, „freilich weiß ich von der Geschichte, und ich kann sie dir auch erzählen; aber es war ein Jahr später, nicht am Weihnachts- sondern am Neujahrsabend, und auch nicht hüben, sondern drüben.“

Sie räumte das Tintenfaß und einige Briefe bei Seite und setzte sich ihrem Manne gegenüber auf den Schreibtisch. „Der Better war bei Ellens Eltern zu Besuch, bei dem alten prächtigen Kirchspielvogt, der damals noch ein starker Nimrod war. — Ellen hatte noch niemals einen so schönen und langen Brief bekommen als den, worin der Better sich bei ihnen angemeldet; aber so gut wie mit der Feder, wußte er mit der Flinte nicht umzugehen. Und dennoch tat es die Landluft oder der schöne Gewehrschrank im Zimmer des Kirchspielvogts, es war nicht anders, er mußte alle Tage auf die Jagd. Und wenn er dann abends durchnäht mit leerer Tasche nach Hause kam und die Flinte schweigend in die Ecke setzte — wie behaglich ergingen sich da die Stichelreden des alten Herrn. — „Das heißt Kalheur, Better; aber die Hasen sind heuer alle wild geraten!“ — oder: „Kein Herzensjunge, was soll die Diana einmal von dir denken!“ Am meisten aber — — du hörst doch, Paul?“

„Ich höre, Frau.“

„Am meisten plagte ihn die Ellen; sie setzte ihm heimlich einen Strohkranz auf, sie band ihm einen Gänseflügel vor den Flintenlauf; eines Vormittags — weißt du, es war Schnee gefallen — hatte sie einen Hasen, den der Knecht geschossen, aus der Speisekammer geholt, und eine Weile darauf sah er noch einmal auf seinem alten Futterplatz im Garten, als wenn er lebte, ein Kohlblatt zwischen den Vorderläusern. Dann hatte sie den Better gesucht und an die Posttür gezogen. „Siehst du ihn, Paul? da hinten im Kohl; die Vögel gucken aus dem Schnee!“ — Er sah ihn auch; seine Hand zitterte. „Still, Ellen! Sprich nicht so laut! Ich will die Flinte holen!“ Aber als kaum die Tür nach des Vaters Stube hinter ihm zuklappte, war Ellen schon wieder in den Schnee hinausgelaufen, und als er endlich mit der geladenen Flinte heranschlich, hing auch der Hase schon wieder an seinem sicheren Baken in der Speisekammer. — Aber der Better ließ sich geduldig von ihr plagen.“

„Freilich,“ sagte der Amtsrichter und legte seine Arme behaglich auf die Lehne seines Sessels, „er hatte ja die Börse noch immer nicht!“

„Dram auch! die lag noch unangerührt droben in der Kommode, in Ellens Giebelstübchen. Aber — wo die Ellen war, da war

der Better auch; heißt das, wenn er nicht auf der Jagd war. Sah sie drinnen an ihrem Nähtstisch, so hatte er gewiß irgend ein Buch aus der Vollerammer geholt und las ihr daraus vor, war sie in der Küche und badete Waffeln, so stand er neben ihr, die Uhr in der Hand, damit das Eisen zur rechten Zeit gemendet würde. — So kam die Neujahrsnacht. Am Nachmittage hatten beide auf dem Hofe mit des Vaters Pistolen noch goldenen Stern geschossen, die Ellen vom Weihnachtsbaum ihrer Geschwister abgeschossen; und der Better hatte unter dem Handklatzchen der Kleinen zweimal das goldene Ei getroffen. Aber war's nun, weil er am andern Tage reisen mußte, oder war's, weil Ellen fortließ, als er sie vorhin allein in ihrem Zimmer aufgesucht hatte — es war gar nicht mehr der geduldige Better — er tat kurz und unwirsch und sah kaum noch nach ihr hin. — Das blieb den ganzen Abend so; auch als man später sich zu Tische setzte. Ellens Mutter warf wohl einmal einen fragenden Blick auf die beiden, aber sie sagte nichts darüber. Der Kirchspielvogt hatte auf andere Dinge zu achten, er schenkte den Punsch, den er eigenhändig gebraut hatte; und als es drunten im Dorfe zwölf schlug, stimmte er das alte Neujahrslied von Johann Heinrich Voh an, das nun getreulich durch alle Berge abgesungen wurde. Dann rief man „Froßt Neujahr!“ und schüttelte sich die Hände, und auch Ellen reichte dem Better ihre Hand; aber er berührte kaum ihre Fingerspitzen. — So war's auch, da man sich bald darauf gute Nacht sagte. — Als das Mädchen droben allein in ihrem Giebelstübchen war! — und nun merk' auf, Paul, wie ehrlich ich erzähle! — da hatte sie keine Ruh zum Schlafen; sie setzte sich still auf die Kante ihres Bettes, ohne sich auszulegen und ohne der klingenden Kälte in der ungeheizten Kammer zu achten. Denn es kränkte sie doch; sie hatte dem Menschen ja nichts zuleid getan. Freilich, er hatte sie gestern noch gefragt, ob sie den Hasen nicht wieder im Kohl gehen; und sie hatte dazu den Kopf geschüttelt. — War es etwa das, und wußte er denn, daß er den Hasen schon vor drei Tagen selbst hatte mit verzehren lassen? — Sie wollte den schönen Brief des Better's einmal wieder lesen. Aber als sie in die Tasche langte, vermißte sie den Kommodenschlüssel. Sie ging mit dem Lichte hinab in die Wohnstube, und von dort, als sie ihn nicht gefunden, in die Küche, wo sie vorhin gewirtschaftet hatte.

Von kalt dem Sieden und Baden des Abends war es noch warm in dem großen, dunklen Raume. Und richtig, dort lag der Schlüssel auf dem Fensterbrett. Aber sie stand noch einen Augenblick und blickte durch die Scheiben in die Nacht hinaus. — So hell und weit dehnte sich das Schneefeld; dort unten zerstreut lagen die schwarzen Strohdächer des Dorfes; unweit des Hauses zwischen den kahlen Zweigen der Silberpappeln erkannte sie deutlich die großen Krähenester; die Sterne funkelten. Ihr fiel ein alter Reim ein, ein Zauberpruch, den sie vor Jahr und Tag von der Tochter des Schulmeisters gelernt hatte. Hinter ihr im Hause war es so still und leer; sie schauerte; aber trotz dessen wuchs in ihr das Gelüste, es mit den unheimlichen Dingen zu versuchen. So trat sie zögernd ein paar Schritte zurück. Leise zog sie den einen Schuh vom Fuße, und die Augen nach den Sternen und tief aufatmend sprach sie: „Gott grüß dich, Abendstern!“ — „Aber was war das? Ging hinten nicht die Posttür? Sie trat ans Fenster und horchte. — Nein, es knarrte wohl nur die große Pappel an der Giebelseite des Hauses. — Und noch einmal lud sie leise an und sprach:

„Gott grüß dich, Abendstern!
Du scheinst so hell und fern,
Ueber Osten, über Westen,
Ueber alle Krähenester.
Ist einer zu mein Liebchen geboren,
Ist einer zu mein Liebchen erkoren,
Der komm', als er geht,
Als er steht,
In sein täglich Kleid!“

Dann schwenkte sie den Schuh und warf ihn hinter sich. Aber sie wartete vergebens; sie hörte ihn nicht fallen. Ihr wurde seltsam zu Mute, das kam von ihrem Vorwitz? Welch unheimlich Ding hatte ihren Schuh gefangen, eh er den Boden erreicht hatte? — Einen Augenblick noch stand sie so; dann mit dem letzten Reitzen ihres Mutes wandte sie langsam den Kopf zurück. — Da stand ein Mann in der dunklen Tür, und es war Paul; er war richtig noch einmal auf den unglücklichen Hasen ausgewiesen!“

„Nein, Ellen,“ erwiderte der Amtsrichter, „du weißt es wohl; das war es denn doch diesmal nicht; er hatte nur, wie du, auch keine Ruh gefunden? — aber nun hielt er den kleinen Schuh des Mädchens in der Hand; und Ellen hatte sich am Herd auf einen Stuhl gesetzt, mit geschlossenen Augen, die Hände gefaltet vor sich in den Schoß gestreckt. Es war kein Zweifel mehr, daß sie sich ganz verloren gab; denn sie mußte wohl, daß der Better alles gehört und gesehen hatte. — Und weißt du auch noch die Worte, die er zu ihr sprach?“

„Ja, Paul, ich weiß sie noch; und es war sehr grausam und wenig edel von ihm.“ „Ellen,“ sagte er, „ist noch immer die Börse nicht für mich gemacht?“ — Doch Ellen tat ihm auch diesmal den Gefallen nicht; sie stand auf und öffnete das Fenster, daß von draußen die Nachtlust und das ganze Sterngesindel zu ihnen in die Küche drang.“

„Aber,“ unterbrach er sie, „Paul war zu ihr getreten, und sie legte still den Kopf an seine Brust; und noch höre ich den süßen Ton ihrer Stimme, als sie so, in die Nacht hinaus nitend, jagte: „Gott grüß dich, Abendstern!““

Die Tür wurde rasch geöffnet, ein kräftiger, etwa zehnjähriger Knabe trat mit einem brennenden Licht ins Zimmer. „Vater! Mutter!“ rief er, indem er die Augen mit der Hand beschattete. „Hier ist Moos und Ephen und auch noch ein Wachholderzweig!“

Der Amtsrichter war aufgestanden. „Bist du da, mein Junge!“ sagte er und nahm ihm die Botanisiertrommel mit den heimgebrachten Schätzen ab.

Frau Ellen aber ließ sich schweigend von dem Schreibtisch herabgleiten und schüttelte sich ein wenig wie aus Träumen. Sie legte beide Hände auf ihres Mannes Schultern und blickte ihn eine Weile voll und herzlich an. Dann nahm sie die Hand des Knaben. „Komm, Harro,“ sagte sie, „wir wollen Weihnachtsgärten bauen!“

Unter dem Tannenbaum.

Der Weihnachtsabend begann zu dämmern. — Der Amtsrichter war mit seinem Sohne auf der Rückkehr von einem Spaziergange; Frau Ellen hatte sie auf ein Stündchen fortgeschickt. Vor ihnen im Grunde lag die kleine Stadt; sie sahen deutlich, wie aus allen Schornsteinen der Rauch emporstieg; denn dahinter am Horizont stand feuerfarben das Abendrot. — Sie sprachen von den Großeltern drüben in der alten Heimat; dann von den letzten Weihnachtsnachten, die sie dort erlebt hatten.

„Und am Vorabend,“ sagte der Vater, „als Knecht Ruprecht zu uns kam mit dem großen Bart und dem Cuersack und der Rute in der Hand!“

„Ich wußte wohl, daß es Onkel Johannes war,“ erwiderte der Knabe, „der hatte immer so etwas vor!“

„Weißt du denn auch noch die Worte, die er sprach?“

Harro sah den Vater an und schüttelte den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Sei zum Geben gern bereit,
Nicht lässlich deine Gaben.
Denn, in deinem letzten Kleid
Wird du keine Taschen haben.

Paul Senje.